

29. JULI 2022: OLSOKMESSE IM NIDAROSDOM

Weisheit 10,10–14: Die Weisheit half ihm gegen seine Unterdrücker

Jakob 1,2–4.12: Glücklicher Mann, der in der Versuchung standhält

Matthäus 16,24–28: Bis sie den Menschensohn in seiner königlichen Macht kommen sehen

Das Evangelium, das wir gehört haben, bildet einen Wendepunkt in der Verkündigung Jesu Christi. Wir befinden uns in Caesarea Philippi. Der Herr hatte zuvor die Zwölf gefragt: „Für wen haltet ihr mich?“, und Petrus gab stellvertretend für sie alle die Antwort: „Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Darauf folgt das Versprechen Jesu an Petrus, jenes Wort, das in goldenen Lettern über dem Grab des Apostels und dem Altar der Nachfolger Petri steht: das Versprechen, dass die Mächte der Unterwelt die Kirche nicht überwältigen werden. Schon damals rief diese Verheißung Ratlosigkeit hervor. Sollen wir die Worte Jesu so verstehen, dass der irdische Wohlstand der Kirche gesichert sei? Zumindest Petrus scheint es so verstanden zu haben. Im selben Augenblick, da Jesus den Jüngern sein Leiden und seinen Tod ankündigt, gibt Petrus diesem Unglauben Ausdruck. Jesus weist ihn schroff zurecht: „Du hast das im Sinn, was die Menschen wollen.“ Und tun wir das nicht weitgehend alle, ganz spontan? Um zu begreifen, was Gott will, müssen wir lernen, anders zu denken.

Im heutigen Evangelienabschnitt setzt der Herr dieses Gespräch mit den Aposteln fort und vertieft die Bedeutung des Kreuzes. Die Apostel hören, dass die Berufung zum Kreuztragen nicht nur ihrem Herrn gilt. Sie ergeht auch an die Apostel – und damit auch an uns. „Jeder, der mir nachfolgen will, verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.“ Dieses Kriterium gilt ausnahmslos „jedem“. Wie immer, wenn es um den Glauben geht, liegt die Betonung auf dem freien Willen. Dass Gott unseren freien Willen respektiert, ist ein großes Geheimnis. „Willst du gesund werden?“, fragt der Herr einmal (Joh 5,6). Ein anderes Mal sagt er: „Was du willst, soll geschehen“ (Mt 15,28). Bei jeder kirchlichen Handlung wird die Frage gestellt: „Willst du?“ Ein klares Ja ist nötig, damit die Handlung gültig vollzogen wird. Diese Frage wird gestellt bei Hochzeiten, wenn Ordensgelübde abgelegt werden und bei Weihen. Freiwilligkeit ist eine Voraussetzung bei der Aufnahme von Konvertiten und liegt auch dem Sakrament der Firmung zugrunde. Bevor wir die Kommunion empfangen, hält uns der Priester die konsekrierte Hostie vor Augen und sagt: „Der Leib Christi.“ Wir antworten „Amen“ und erkennen damit die

Gegenwart des Herrn an. Aber nicht nur das. Wir bestätigen auch, dass wir frei und beharrlich an dem Bund festhalten wollen, den dieses Sakrament konkretisiert, den Bund in Jesu Blut. Wenn wir zur Kommunion gehen, erklären wir: „Ja, ich *will* im Blick auf den neuen und ewigen Bund leben, der am Kreuz zum Heil der Welt geschlossen wurde.“ Wir sind uns alle dabei unserer Gebrechlichkeit bewusst. Alle sind wir Sünder! Alle brauchen wir Gottes Gnade und beständige Vergebung. Alle brauchen wir das Erbarmen derer, die mit uns glauben. Die Eucharistie ist ja keine Prämie für gutes Benehmen, sondern es steht etwas Gewaltiges auf dem Spiel: dass wir in Christi Kreuzesopfer einverleibt werden. Erwarten wir also von uns selbst und von einander dieselbe Redlichkeit, die Gott von uns erwartet. Denn im Angesicht dieses Sakraments fragt er: „Willst du an mir festhalten?“ Sage ich dazu „Ja! Amen!“, muss ich das auch in allen anderen Entscheidungen zeigen, die ich treffe. Unser Ja sei ein Ja, unser Nein ein Nein (Mt 5,37), und nicht ein „Jein“.

Im weiteren Verlauf spricht der Herr vom Verhältnis zwischen dieser Welt und dem Reich Gottes. Hier müssen wir mitunter radikale Entscheidungen treffen. Eine Allianz mit der Welt, auch wenn ich sie damit ganz gewinne, kann mich meine Seele, mein Wesen kosten. Und wenn ich mein Wesen verloren habe, nichts mehr *bin*, welche Rolle spielt dann noch, was ich *habe*? Durch alle Zeiten haben wir Versuche gesehen, Gottes Reich mit der Welt gleichzusetzen. Ein solch grandioses Experiment haben etwa die byzantinischen Kaiser unternommen, ohne dass davon groß etwas übriggeblieben wäre. Im Westen idealisieren wir Katholiken gerne das Mittelalter: Wir stellen uns vor, wie fromm damals alle waren, wie sie unentwegt gregorianische Melodien geträllert und mit welchem Eifer sie freitags gefastet haben. Betrachten wir die Quellen genauer, sehen wir, wie sehr Europa von Spannungen geprägt war, obwohl das Christentum als Mehrheitsreligion anerkannt war. Ein Versuch, ein Gleichheitszeichen zwischen staatliche Agenda und Gottes Sache zu setzen, spielt sich gegenwärtig in Russland ab. Ein gewichtiger Aufruf internationaler Vertreter der Orthodoxie hat, Gott sei Dank, diesen Versuch als gleichermaßen absurd und häretisch verurteilt. Wir katholische Christen befinden uns *anno* 2022 im Kielwasser eines Konzils, das die liebliche Vision hatte, die Welt würde sich für Christus öffnen. In den frühen Sechzigerjahren war die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg noch präsent genug, um sich dem Glauben hinzugeben, die Menschheit *müsse* sich doch nach einem solch überwältigenden Trauma erneuern. Eine erhabene Hoffnung, die wir aber heute kaum noch begreifen können, wenn wir den Sturm sehen, den wir nur wenige Jahrzehnte später ernten.

Erinnert euch dann an die Warnung des Evangeliums. Es ist reine Illusion zu glauben, dass wir die Welt gewinnen *können*. Versuchen wir es, setzen wir die Seele aufs Spiel. Es ist auch gar nicht das Ziel, das wir anstreben sollen. Wir sollen das Evangelium unverkürzt bis ans Ende der Welt tragen: Das ist das Gebot Christi. Das Bekenntnis zu Christus aber wird, soziokulturell gesehen, ein Randphänomen bleiben, wie es das zu fast allen Zeiten war. Unsere Berufung ist nicht, irgendetwas zu gewinnen, sondern treu zu sein; als Zeugen Christi zu leben, mag die Welt unser Zeugnis ruhig verachten. Doch wollen wir die Welt nicht verteufeln. Gottes Sohn kam ja, um sie zu erlösen. Er liebt die Welt. Wir sollen es ihm gleichtun. Unsere Mitmenschen sollen wir achten. Die meisten *wollen* ja das Gute; ein Problem ergibt sich aber, wenn Verwirrung um die Frage ausbricht, was denn das Gute sei. In der Gegenwart meinen viele, wir seien in eine völlig neue Epoche eingetreten, die auf allen Ebenen neue Kategorien, neue Deutungen verlange. Ich halte das für leeres Gerede und glaube, wir haben es mit einem für unsere Zeit typischen Ausdruck einer eigentlich ganz banalen Täuschung zu tun. Schon Olav begegnete dem Bericht von Erzbischof Eystein zufolge derselben Täuschung, als er den Norwegern zum ersten Mal das Christentum verkündete. „Die Menschen hatten vermutlich schon vom Glauben gehört“, schreibt Eystein, meinten aber, dass es zu kompliziert sei, danach zu leben. Auf der Welle der Fortschrittseuphorie zu surfen – im ethischen oder politischen Sinne – ist leichter, als sich der Frage zu stellen: „Gibt es einen absoluten Anspruch, der etwas von mir verlangt?“

Der Widerstand unserer Zeit gegen den Glauben ist nicht gerade originell. Vieles, was heute an Kritik geäußert wird, wiederholt nur Argumente – wenn man sie denn so nennen kann –, die bereits von den Kirchenvätern beantwortet wurden. Bei ihnen finden wir Inspiration und Ausgewogenheit. Wir können aber noch einen Schritt weiter zurückgehen. Christ sein heißt, das Hier und Jetzt in einer weiten Perspektive zu sehen, die bis in die Ewigkeit reicht. Unsere erste Lesung – einem mehr als 2000 Jahre alten Text entnommen – handelt von der Erfahrung, unterdrückt und verfolgt zu werden, Lügen ausgesetzt und in einen harten Kampf gestellt zu sein. Gegen alle diese Formen von Verwirrung wird das gleiche Heilmittel verschrieben: Weisheit. Die Weisheit ist in diesem Zusammenhang eine persönliche Kraft; sie weist auf den *Logos* des Vaters hin. Sie steht aber auch für das, was das Wort im allgemeinen Sprachgebrauch bedeutet: das Gegenteil von Dummheit. Ich denke oft daran, was Dietrich Bonhoeffer, lutherischer Pastor und Theologe, nach seiner Verhaftung 1943 schrieb. Er war ein klar sehender, frei denkender, mutiger, weiser Mensch. Solche

Menschen sind lebensgefährlich für jedes totalitäre System. Die Nationalsozialisten mussten ihn loswerden und zum Schweigen bringen. Bonhoeffer schrieb:

„Dummheit ist ein gefährlicherer Feind des Guten als Bosheit. Gegen das Böse läßt sich protestieren, es läßt sich bloßstellen, es läßt sich notfalls mit Gewalt verhindern, das Böse trägt immer den Keim der Selbstersetzung in sich, indem es mindestens ein Unbehagen im Menschen zurückläßt. Gegen die Dummheit sind wir wehrlos. Weder mit Protesten noch mit Gewalt läßt sich hier etwas ausrichten; Gründe verfangen nicht; Tatsachen, die dem eigenen Vorurteil widersprechen, brauchen einfach nicht geglaubt zu werden – in solchen Fällen wird der Dumme sogar kritisch, und wenn sie unausweichlich sind, können sie einfach als nichtssagende Einzelfälle beiseite geschoben werden. Dabei ist der Dumme im Unterschied zum Bösen restlos mit sich selbst zufrieden, ja, er wird sogar gefährlich, indem er leicht gereizt zum Angriff übergeht. Daher ist dem Dummen gegenüber mehr Vorsicht geboten als gegenüber dem Bösen.“

Im Morgengrauen des 9. April 1945 wurde Bonhoeffer in Flossenbürg erhängt. Seinem Freund Bischof George Bell schrieb er zuvor: „Das ist das Ende. Für mich aber der Beginn des Lebens.“ Er war ein Weizenkorn, das in die dunkle Erde gesät wurde. Doch was für eine Ernte hat dieser Same hervorgebracht! Ja, auch in unseren Tagen kann ein christliches Leben so aussehen. Es hat dann eine tragische Dimension, ist aber weder traurig noch bitter. Ganz im Gegenteil, es ist geprägt von Leichtigkeit, Freude, menschlicher Wärme und einer ganz eigenen, unwiderstehlich anziehenden Freiheit. Daran sollten wir uns erinnern, wenn wir heute das Fest des heiligen Olav feiern, des Märtyrers.